

Strassenszene in Imbaba, einem der ärmsten Quartiere Kairo, April 2011

IN DEN SLUMS VON KAIRO

Fast die Hälfte der 80 Millionen Ägypter leben an der Armutsgrenze. Sie ernähren sich von Abfällen, in ihren Vierteln herrschen Chaos und Gewalt. Und doch entscheidet sich in ihren Vierteln die Zukunft.

*Von Michael Obert
Bilder Moises Saman*





Fast wie ein Gemälde von Caravaggio: Ein junges Mädchen kauft in einem Kairoer Armenviertel Brot.

Manchmal drehen in Ägypten sogar die Kamele durch, Birqash.



Aus einem riesigen Poster des verjagten Staatspräsidenten Hosni Mubarak hat dieser Müllsammler ein Dach für seine Hütte gebaut.



Jedes Mal, wenn er den Löffel zum Mund führt, legt sich ein schwarzer Pelz auf seinen Teller. Kratzt er ein wenig Reis vom Blech, schrecken die Fliegen auf, nur um sich sofort wieder auf seine karge Mahlzeit zu stürzen. Zu Tausenden bevölkern sie Yousrys Hütte auf einer Müllkippe im Osten von Kairo. Den Brettverschlag hält ein Plakat zusammen: das Porträt jenes Mannes, der zu Jahresbeginn noch als stärkste Kraft des Nahen Ostens galt. Seine Augen sind ausgestochen, seine Lippen mit Rasierklingen zerschnitten. Es ist Hosni Mubarak, der gefallene Diktator von Ägypten.

Seit seiner Kindheit wühlt sich Yousry durch zerfetzte Klamotten, Stromkabel und Wasserrohre, durch verfaultes Gemüse, Blutkonserven und Fäkalien. Seine Haare sind zerzaust, seine Augen entzündet, die Hände verkrustet vom Dreck der Müllkippe. Am 11. Februar war er dabei, als auf dem Tahrir-Platz im Zentrum von Kairo Hunderttausende sangen, tanzten, Fahnen schwenkten. Nur mit der Sehnsucht nach Freiheit bewaffnet, hatten die Ägypter Mubarak gestürzt, den seit dreissig Jahren verhassten Despoten. In der jubelnden Menge ergriff ein Mann in Anzug und Krawatte Yousrys Hand;

seine schmutzigen Kleider kümmerten ihn nicht. «Gemeinsam sangen wir «Freies Ägypten! Freies Ägypten!», erinnert sich Yousry. «Das war der glücklichste Tag meines Lebens.»

Dafür hat Yousry teuer bezahlt. Der jüngere Bruder starb in seinen Armen. «Kopfschuss. Wahrscheinlich ein Scharfschütze.» Zwei Freunde kamen ebenfalls ums Leben. Die Revolution wurde von Jugendlichen aus der Mittelklasse ausgelöst, die mit ihren Handys auf Facebook und Twitter zum Protest aufriefen. Doch erst als sich die Massen in den Elendsvierteln anschlossen, sich Strassenschlachten

mit der Polizei lieferten, Highways und Schienen blockierten und streikten — erst da entwickelte sich die Schlagkraft, die Mubarak nach achtzehn Tagen zu Fall brachte. «Wir sind das Blut der Revolution», sagt Yousry und verscheucht die Fliegen. «Bei uns, auf den Müllkippen, in den Slums, entscheidet sich die Zukunft von Ägypten.»

Imbaba. Der Slum im Nordwesten von Kairo zählt zu den grössten der Welt. Imbaba ist dreimal so dicht bevölkert wie Manhattan. Eine Million Menschen. Verkehrschaos. Autowracks. Müllberge. Die Gassen, oft keine zwei Meter breit, klaffen wie Schnitte zwischen unfertigen Turmhäusern aus Backstein; dazwischen hängt das Lametta vergangener Feste.

ELENDES LEBEN

Seit Jahren campiert Ahmed, 29, mit seiner Frau und vier Kindern auf einem Treppenabsatz zwischen der vierten und fünften Etage eines heruntergekommenen Wohnblocks. Jeden Morgen faltet der spindeldürre Mann seine Kartons zusammen, um sie nachts wie eine Puppenkiste für sich und seine Familie wieder aufzustellen. Sie schlafen zu sechst auf zwei Decken. Die Nachbarn steigen über sie hinweg. Jeder Treppenabsatz ist belegt. Auf dem Flachdach, im Hinterhof, im Abwasserschacht — überall hausen Menschen in flüchtig gezimmerten Verschlägen. Eine sechsstöckige Metapher für das klaustrophobische Elend in den Kairoer Slums.

«Alles ganz offiziell», sagt Ahmed und hebt wie zur Entschuldigung die Hände. «Wir bezahlen Miete.» 90 Pfund. Wenig mehr als 10 Euro. Weil Ahmed keine Arbeit hat, bekommt er das Geld oft nicht zusammen. Jetzt — nach der Revolution — will er ein eigenes Haus. Zweistöckig. Mit Klimaanlage und Badewanne. «Und einen Mercedes», sagt er ohne jede Spur von Ironie. «Zur Not gebraucht.»

Die Erwartungen der Armen an das neue Ägypten sind gewaltig. Nach dem Sturz des Diktators hat die Armee die Regierungsgeschäfte übernommen und einen «friedlichen Übergang» versprochen. Wenn die Generale Wort halten, finden im Herbst freie Wahlen statt. Ägypten könnte die erste liberale Demokratie der arabischen Welt werden. Ein Vorbild für alle, die im Nahen Osten mit friedlichen Mitteln Reformen wollen.

Doch in den Elendsvierteln von Kairo macht sich bereits Ernüchterung

breit. Zweimal seit der Revolution sind Ahmed und seine Familie im Treppenhaus überfallen worden. «Ausgerechnet wir», klagt er, während er die Kartons für die Nacht aufstellt. «Unser gesamter Besitz passt doch in zwei Plastiktüten.» Als die bewaffneten Jugendlichen nichts von Wert fanden, nahmen sie die elfjährige Aisha mit. Von Ahmeds Tochter fehlt seither jede Spur.

Fast die Hälfte der achtzig Millionen Ägypter lebt an der Armutsgrenze von zwei Dollar am Tag. Weit mehr als zehn Millionen Menschen drängen sich allein in Kairo in den sogenannten ashwa'iyat



Ein ägyptischer Soldat bewacht die Kirche St. George in Sool. Die Kirche wurde kürzlich von einem muslimischen Mob angezündet.

Fast die Hälfte der
achtzig Millionen Ägypter
lebt an der
Armutsgrenze von zwei
Dollar am Tag.

— vom arabischen Wort für «planlos», «willkürlich». Oft ohne Zugang zu Wasser und Strom, ohne richtige Strassen. Es mangelt an Schulen. Auf einen Arzt kommen Hunderte, manchmal Tausende von Patienten. Auf offiziellen Karten von Kairo existieren die meisten ashwa'iyat überhaupt nicht.

ANGST VOR DEN ISLAMISTEN

«Wir sind nur ein kleiner Haufen», sagt Mahmoud und lässt nervös den Cursor über den Monitor seines Laptops kreisen. «Die in den Slums sind eine Armee.» Ein Café im Stadtzentrum von Kairo. Keine

halbe Stunde von Ahmeds Treppenabsatz entfernt. Mahmoud trägt Röhrenjeans und Converse-Turnschuhe und studiert Kommunikationswissenschaften. Auch seine Freunde gehen zur Uni. Ihre Eltern sind Ärzte, Anwälte, Künstler. Auf dem Tisch liegen ihre neusten iPhones und Blackberrys. Die Monitore von Laptops leuchten. Horreyya — der Name des Cafés bedeutet «Freiheit».

Rechts gibt es Bier, links Tee. Mahmoud und seine Freunde sitzen links. «Leute wie wir haben die Revolution ins Rollen gebracht», sagt Mahmoud voller Stolz und erklärt, wie sie mit an-

deren Jugendlichen aus der ägyptischen Mittelschicht in den ersten Tagen mit ihren Smartphones auf Facebook zum Protest aufrufen. Sie sind gebildet, gut informiert, essen bei McDonald's und shoppen in glitzernden Einkaufspassagen. Beim Gedanken an die Massen in den Slums, wo die Arbeitslosigkeit mancherorts achtzig Prozent beträgt und jeder Zweite Analphabet ist, bekommt Mahmoud eine Gänsehaut: «Nicht ausdenken, was passiert, wenn die alle die Islamisten wählen.»

Damit die Revolution nicht ihre Kinder frisst, wollen Mahmoud und seine

Ein ägyptischer Bauer gönnt sich einen Mittagsschlaf, Menofeyah.



Freunde den Slumbewohnern Demokratie beibringen. Doch die Slums, wo die Millionen leben, auf deren Stimme alles ankommen wird, sind ihnen fremd. Keiner weiss so recht, wo sie anfangen sollen. Abendkurse geben? Aktionsgruppe gründen? Eine eigene politische Partei? Ihre letzte Hoffnung: «Gib doch bei Google mal «Demokratieförderung» ein.»

Der ägyptische Volksaufstand hatte keinen Anführer. Das war seine Stärke. Doch jetzt sagt den Helden der Revolution niemand, was sie tun sollen. Nach jahrzehntelanger Diktatur mit wenig politischer Teilhabe herrscht fieberhafter

Aktionismus. Dutzende von Parteien werden gegründet: linke, liberale, konservative, religiöse, säkulare. Jeden Tag entstehen neue politische Aktionsgruppen und Komitees.

IN IMBABA

«Keiner blickt mehr durch», sagt Mahmoud und nippt an seinem Tee. Seit kurzem gibt es eine «I Don't Understand Anything»-Partei. Und die Tageszeitung al-Ahram hat einen Idiotenführer für Ägyptens neue politische Landschaft herausgegeben. «Ich weiss, was wir mit den Slumbewohnern machen», sagt Mah-

moud an seinem Tisch im Freiheitscafé. «Wir zeigen denen, wie Facebook funktioniert.»

Eine Strassenkreuzung in Imbaba. Überall sonst im Elendsviertel wimmelt es von Menschen — nur das «Nest» ist gespenstisch leer. Keine Fussgänger, keine Autos. Fenster und Türen sind verammelt. Der Ort heisst so, weil sich am Schnittpunkt mehrerer Strassen der Müll zwei Stockwerke hoch häuft; Strassengangs haben sich darin eingerichtet. An einer Ecke üben sich Jugendliche im Umgang mit ihren Butterflymessern. Einer lässt sein Nunchaku sirren, eine tödliche

Waffe aus zwei Holzstücken, die durch eine Kette verbunden sind.

Vom «Nest» aus kontrollieren die Gangs das Geschäft mit Alkohol, Drogen, Waffen, Prostitution. Banden bekriegen sich offen. Raubüberfälle und Morde nehmen zu. Die Polizei traut sich nicht in die Gegend. «Die Leute haben Angst, ihre Häuser zu verlassen», sagt Ramzy, ein kahl geschorener Mittvierziger, der gleich um die Ecke wohnt. «It is completely fucked up!» Wie schützt er sich und seine Familie? Zuerst zuckt Ramzy mit den Schultern. Aber später an diesem Nachmittag öffnet er in einer

Sackgasse in Imbaba ein schweres Eisentor. Männer mit tätowierten Unterarmen führen ihn durch eine zweite Tür. Unter einer nackten Glühbirne wartet ein Ägypter in einem mottenzerfressenen Anzug; als Krawatte trägt er einen Galgenstrick — sein Markenzeichen. Der Lederkoffer auf dem Tisch enthält eine Menge guter Gründe, warum er anonym bleiben will.

«9 mm Beretta», sagt er und zeigt auf ein halbes Dutzend gebrauchter Pistolen. Erbeutet aus Polizeibeständen während der Revolution. «Stück 90 Dollar.» Vier russische Karabiner: «Je 160 Dollar.» Eine Maadi Misr, ägyptische Kalaschnikow:

«9 mm Beretta»,
sagt er und zeigt auf
ein halbes
Dutzend Pistolen.

«Verhandlungssache.» Dazu eine Auswahl an Klapp- und Kampfmessern.

Demokratieförderung? Abendkurse? Facebook? Der Mann zieht einen vergoldeten Kamm durch sein Stoppelhaar und entblösst die verfaulten Schneidezähne. «Grosse Probleme», sagt er und zeigt mit dem Kinn auf die Waffen. «Einfache Lösung.»

Wenn Slums so etwas sind wie Krebs, dann ist Kairo im Endstadium. Unaufhaltsam wuchern seine Geschwüre. Von kaum einer Million zu Beginn des 20. Jahrhunderts ist die Einwohnerzahl des Ballungsraums auf geschätzte 25 Millionen angeschwollen. Was, wenn sich das Leben der Slumbewohner auch unter einer demokratisch gewählten Regierung nicht spürbar verbessert? Wenn sich ihre Erwartungen an das neue Ägypten nicht erfüllen?

«Wir kennen jetzt den Weg zum Tahrir-Platz», sagt Ramzy, als er im «Nest» wieder auf die Strasse tritt; in seiner Hosentasche steckt die neue Beretta. «Nächstes Mal schiessen wir zurück, wir lassen uns nicht mehr verarschen.»

Die einen gründen Parteien, die anderen bewaffnen sich. Wie soll da eine Demokratie entstehen? Eine klassenlose, freie Gesellschaft? «Wir müssen ganz unten anfangen», sagt Mohammed Atia, 70, langes Gewand, getönte Sonnenbrille, grauer Vollbart. «Bei den Armen, dem Salz der Erde.» In Sharabiya, einem der zahllosen unterprivilegierten Stadtteile Kairo, sieht es genauso trostlos aus wie in Imbaba. Erst auf den zweiten Blick fallen feine Unterschiede auf: Der Gang der Bewohner wirkt gelassener. Eine Frau schmückt ihren baufälligen Balkon mit Papierblumen. Auf der Kreuzung steht ein rüstiger Alter in Flatterhosen und Karibikhemd und regelt freiwillig den chaotischen Verkehr. «Wir lassen alles stehen und liegen, wenn wir helfen können», sagt Atia, stolz darauf, wie die Leute von Sharabiya ihren Alltag meistern.

DIE MUSLIMBRÜDER

Atia ist verantwortlich für ein Krankenhaus der Muslimbruderschaft, jener im Westen als extremistisch, antiwestlich, antiisraelisch gefürchteten islamischen Vereinigung, Mubarak unterdrückte die Muslimbrüder brutal. Seit der Revolution sind sie die am besten organisierte politische Kraft Ägyptens. In den Elendsvierteln geniessen sie hohes Ansehen, weil sie seit Jahrzehnten jenen helfen, um die sich sonst kaum jemand kümmert.

Es ist kurz nach 20 Uhr. Atia bahnt sich seinen Weg durch die Menschen, die sich auf den vier Etagen des Krankenhauses drängen. Zwanzig Ärzte versorgen hier täglich über tausend Patienten. «Wer kein Geld hat, muss nichts bezahlen», sagt Atia, «unabhängig von Glaube, Hautfarbe und sozialer Herkunft.»

Tagsüber arbeiten die Ärzte in privaten Einrichtungen, wo sie für eine Blinddarmoperation umgerechnet 200 Euro verlangen, ein halber Jahresverdienst für viele in Sharabiya. Dieselben Ärzte führen die Operation im Krankenhaus der Muslimbrüder umsonst aus. «Zakat geben», sagt Atia — Bedürftige unterstützen, eine der fünf Säulen des Islam. «Wenn wir nicht für die Armen da sind, sterben sie.»

Sharabiya. Lange Reihen von Wohnblocks mit zerplatzten Fassaden. Lichtlose Gassen, die sich auf müllübersäte Plätze öffnen. Vor dem Eisentor einer Bäckerei drängen sich Frauen; es sieht aus, als kämpften sie miteinander. Hier unterhalten die Muslimbrüder Kindergärten und Schulen, verteilen Reis, Zucker, Speiseöl an die Ärmsten, statten Mädchen mit Schuluniformen aus, springen bei Hochzeiten ein, wenn das Geld knapp ist. «Wir tun das nicht für Wählerstimmen», sagt Atia, der seinen Dienst erst kurz nach Mitternacht beendet. «Wer den Armen unterstellt, sie würden ihre Stimme verkaufen, beleidigt sie.»

Nach aktuellen Umfragen haben die Muslimbrüder gute Chancen, bei den geplanten Wahlen stärkste Kraft zu werden. Ihre alte Garde folgt dem Motto «Der Koran ist unsere Verfassung, will den Islam als Staatsreligion und die Scharia, die islamische Rechtsprechung». Die jungen Muslimbrüder hingegen sehen sich als moderate islamische Bewegung. «Wir sind für Demokratie und Menschenrechte», sagt Hamdy, 22, ein Muslimbruder, dem Mubaraks Häscher auf dem Tahrir-Platz den Arm brachen. «Zugleich wollen wir unsere religiöse Identität behalten — wie die deutschen Christdemokraten.»

Wo genau die Muslimbrüder sich positionieren, wird auch von der Frage abhängen, ob sie sich auf Allianzen mit den Salafisten einlassen. Vor der Revolution hatten diese radikalen Islamisten Angst vor Mubaraks rigoroser Polizei. Jetzt nutzen sie die errungene Freiheit auf ihre Weise: Sie verprügeln Frauen auf offener Strasse, zerstören Sufi-Schreine, zünden Videotheken, Alkoholläden und koptische Kirchen an. Für das ägyptische

Fernsehen fordern die Salafisten ein Verbot von Küssen.

WENIG HOFFNUNG

Doch in den Slums kommen die Radikalen nicht gut an. «Ich will Geld, ein Auto, eine Frau», sagt Youssef, 19, Muslim, in einer staubigen Seitenstrasse von Sharabiya. «Das Letzte, was ich jetzt brauchen kann, sind religiöse Spinner.» Dennoch: Die Angst vor den Salafisten wächst. Vor allem bei den Kopten, mit rund zehn Prozent der Bevölkerung die grösste christliche Glaubensgemeinschaft im Nahen Osten. In Ägypten gehören die Kopten zu den Ärmsten der Armen. In den Slums leben sie meist friedlich und ohne Probleme in direkter Nachbarschaft mit Muslimen. Doch schon unter Mubarak waren sie immer wieder Opfer von Schikanen und religiös motivierter Gewalt. Nach jüngsten Übergriffen warnte der regierende Militärrat, dass jeder, der an der konfessionellen Grenze des Landes zündle, mit dem «Schicksal der Nation» spiele. Die Lage könne schnell ausser Kontrolle geraten.

«Wir haben gehofft, unser Leben würde nach der Revolution besser», sagt Nagwa, eine junge Koptin in schwarzem Gewand und schwarzem Kopftuch. «Aber jetzt ist alles noch viel schlimmer.» In Nagwas Wohnzimmer schichten sich Abfälle bis unter die Decke. Im Schlafzimmer, in der Küche, in der Zelle, in der die Kinder schlafen: überall Dreck, Fliegen, Ratten. An einem gerissenen Keilriemen über der Haustür hängt ein Poster von Jesus Christus.

Zarayeb ist eine Stadt aus Müll, der schlimmste Slum in Kairo. Ein nie verrinnender Strom von Last- und Lieferwagen zwingt sich durch die Gassen und erbricht Abfälle in Höfe, Durchfahrten und Erdgeschoss. Es ist ein bedrückendes Sinnbild für den Überlebenskampf der Christen im muslimisch dominierten Ägypten. Rund 60 000 Kopten leben hier von den Abfällen, die sie in Kairo sammeln und in ihren Vierteln recyceln. «Während der Revolution standen wir Kopten an der Seite der Muslime», sagt Nagwa und zieht aus dem Haufen, den sie gerade sortiert, ein verschimmeltes Stoffpferdchen; ihr Baby steckt es in den Mund, um daran zu nuckeln wie an einem Schnuller. «Wir hatten ein gemeinsames Ziel: Mubarak musste weg.»

Christen und Muslime sind Brüder, hiess es auf den Spruchbändern auf dem

Tahrir-Platz. Niemand kann uns trennen. Doch schon wenige Wochen nach dem Sieg der Revolution besprühten Islamisten koptische Frauen mit Säure, weil sie kein Kopftuch trugen. Maskierte erstachen einen koptischen Priester und schrien Allahu Akbar, als sie aus dem Pfarrhaus rannten. Als in einem Vorort von Kairo im März ein muslimischer Mob eine Kirche niederbrannte, strömten auch die Kopten der Müllstadt Zarayeb aus Protest auf die Strasse. Sie blockierten eine wichtige Verkehrsachse. Ein Handgemenge mit Muslimen eskalierte.

«Ist er nicht schön», sagt Nagwa und betrachtet auf dem Display ihres Handys das Bild eines strahlenden jungen Mannes. «Sie schossen ihm in den Hals.» Er und zwölf andere starben bei den Unruhen. Mindestens 110 Menschen wurden verletzt. «Seit mein Mann tot ist» — Nagwas Baby klammert sich an ihren schwarzen Rock —, «seit sie ihn umgebracht haben, hoffe ich nichts mehr.»

Ein Barackenviertel am anderen Ende von Kairo. Der junge Mann würde jeden anderen um Schutz bitten, nur nicht die Armee. «Ali», sagt er und sieht sich um, bevor er die Tür zu seinem Unterschlupf aufschliesst. «Ali ist gut, so heissen hier Tausende.»

Ali also. In seiner fensterlosen Kammer gibt es nur eine Matratze und ein staubiges Aquarium, in dem ein Goldfisch aus Plastik liegt. Ali zieht sein Hemd aus und dreht sich ins zuckende Licht einer Neonröhre. Schorfige Wunden wuchern über seinen gesamten Rücken. «Sie schlugen mich mit ihren Gürteln», sagt Ali, und seine Stimme wird mit jedem Wort brüchiger. «Sie schlugen mich, bis ich in meinem Blut stand.»

Er steht leicht vornübergebeugt. Im Rhythmus seines Atems dehnen sich die Striemen auf dem Rücken. Die Kalligrafie der Folter, des Terrors. Wer hat ihn so zugerichtet? Mubaraks Schergen? «Sie verhafteten mich auf einer friedlichen Demonstration und brachten mich in ein Militärgefängnis», flüstert Ali. «Es waren Soldaten, es war die Armee. Sie verbanden mir die Augen», dann zerquetschten sie meine Hoden, bis ich bewusstlos wurde.»

Ali ist nicht der Einzige, der seit der Revolution in den Kerkern der Armee misshandelt wurde. Mit denselben Methoden, die zuvor Mubaraks Folterknechte praktizierten.

«Die Armee sucht einen Grund, um an der Macht zu bleiben», glaubt Ali

Prüfungsangst?

Valverde® Entspannung Dragées – mit einer ausgewogenen Kombination aus Passionsblumenkraut, Baldrianwurzeln, Melissenblättern und Pestwurzurzeln. Eine pflanzliche Hilfe bei

- nervösen Spannungszuständen
- Unruhe
- Prüfungsangst



Auch geeignet bei nervösen Magen-Darm-Beschwerden

Bitte lesen Sie die Packungsbeilage.

VALVERDE®
Pflanzliche Arzneimittel.

Sidroga AG
4800 Zofingen

SAMSUNG GALAXY ACE
FÜR CHF 1.-*



SONY ERICSSON
XPERIA PLAY DAS ERSTE
PLAYSTATION™ CERTIFIED
ANDROID™ SMARTPHONE
FÜR CHF 99.-*



Sony Ericsson Xperia™ Play für CHF 99.- mit einer Mindestvertragsdauer von 24 Monaten statt CHF 649.- ohne Abo und Samsung Galaxy ACE S5830 für CHF 1.- mit einer Mindestvertragsdauer von 12 Monaten statt CHF 398.- ohne Abo. Bei Neuantritt mit MTV mobile next CHF 29.- Abo gebührenfrei. *inkl. SIM-Karte CHF 40.- Änderungen vorbehalten. *Solange Vorrat.

GIF ME MORE



und starrt auf den Plastikgoldfisch im leeren Aquarium. «Und diesen Grund werden sie bei uns in den Slums finden.» In der ausufernden Kriminalität. Im Konflikt zwischen Christen und Muslimen. Aber eine Kürzung der Subventionen für Brot würde auch schon genügen. «Nimm uns unser Brot, und wir gehen auf die Barrikaden.» Einen Aufstand der Hungrigen müsste die Armee niederschlagen. Wahlen könnten dann nicht stattfinden. «Das wäre der Anfang der Militärdiktatur», sagt Ali und wendet den Goldfisch im Aquarium. «Die Macht hätten dann dieselben Leute wie unter Mubarak.»

Jahrzehntelang hat ein korruptes Regime die verarmten Massen ausgepresst, verhöhnt, vergessen. Die Slums sind Mubaraks gefährlichstes Erbe. Auf der Schattenseite der ägyptischen Vorzeigerevolution eskaliert schon die Gewalt. «Wenn das alles nur gut für diese Facebook-Typen war, gibt es bald einen neuen Aufstand», sagt Ali und knöpft sein Hemd wieder zu. «Die nächste Revolution kommt aus den Slums.»

Wie hatte Ramzy im «Nest» noch gesagt? «Nächstes Mal schiessen wir zu-

rück.» Er ist nicht der Einzige, der in den Elendsvierteln seine Beretta poliert.

Vor dem Gebäude des Staatsfernsehens, unweit vom Tahrir-Platz im Herzen Kairo, stehen sich an diesem Sonntag Ende April Tausende in zwei Gruppen gegenüber. Die einen brüllen «Hosni, unser Held, unser Vater, wir lieben dich» — die anderen «Mubarak, du Mörder, wir hängen dich auf». Sie schwingen die Fäuste, beleidigen sich, spucken sich an. Zwischen den Fronten: Soldaten in Kampfanzügen und schussicheren Westen, die Kalaschnikow griffbereit. Es ist ein knisterndes Sinnbild für den Schwebezustand Ägyptens.

Plötzlich, wie auf ein geheimes Signal, sprengt die Menge auseinander. Glasflaschen und Steine fliegen. Schreie. Feuer. Rauch steigt auf. Ein Mann wird von einem Pflasterstein getroffen und geht zu Boden. «Es ist rot», stammelt er und starrt dem Blut nach, das aus seinem Kopf über die Strasse rinnt. «Ganz rot ... es hört ... einfach nicht auf.»

Die Soldaten rücken vor, schlagen mit abgewetzten Knüppeln auf die Leute ein. Solche Bilder sind es, die in Ägypten die Angst vor der Militärdiktatur

schüren. «Die Armee ist die einzige Institution, die in diesem Land noch funktioniert», sagt ein Offizier, der von der Treppe eines Hauseingangs über Funk seine Befehle gibt. Er ist ein hochgewachsener, muskulöser Mann mit glattrasiertem Gesicht. Sein Kampfanzug sitzt perfekt, seine Stiefel glänzen. In dem ganzen Chaos scheint er der Einzige zu sein, der wirklich weiss, was er tut.

Auf der Strasse bewegen sich zornige Menschenmengen aufeinander zu. Wie in Gefechtsformation. Freies Ägypten. Freie Wahlen. Muslime und Christen vereint. Ein Vorbild für den Nahen Osten. Jetzt geht es nicht mehr um Visionen. Nur noch um Gewalt. «Wenn das so weitergeht», sagt der Offizier, «wird uns das Volk am Ende auf Knien bitten, an der Macht zu bleiben.» Dann packt er seinen Knüppel und zieht in die Schlacht. •

MICHAEL OBERT ist freier Reporter und lebt in Berlin. Diese Reportage hat er für «Das Magazin» und das «Süddeutsche Zeitung Magazin» geschrieben. MOISES SAMAN lebt in New York (Magnum Photos). contact@moisessaman.com

BRANCUSI SERRA

22.5. –
21.8.2011



FONDATION BEYELER

AXA presents
Blue Balls Festival 11
22.-30. Juli, KKL, Pavillon,
Schweizerhof, Luzern.
Tickets: www.blueballs.ch
www.ticketcorner.ch

LENKA
BEN HARPER • AGNES OBEL
RAPHAEL SAADIO • MACY GRAY
KT TUNSTALL • BEVERLEY KNIGHT
ROBERT FRANCIS • COCOROSIE
ERYKAH BADU • ANDREYA TRIANA
THE SECRET SISTERS • COCOON
JOANNA NEWSOM • JAMIE LIDELL
JONNY LANG • SOPHIE HUNGER
HEATHER NOVA • KEZIAH JONES
RODRIGO Y GABRIELA • YODELICE
TOM FREUND • BETH DITTO
THE ROBERT CRAY BAND
MARINA & THE DIAMONDS
SOPHIE ZELMANI • KELIS
JUSTIN NOZUKA

SBB CFF FFS
BAHNFART,
TRANSFER UND EINTRITT
MIT
**20%
RABATT**

RailAway

Faszinierende Kunst erleben.

- **Man Ray**
Museo d'Arte Lugano
Bis 19. Juni 2011
- **Klee und Cobra**
Zentrum Paul Klee, Bern
Bis 4. September 2011
- **Konrad Witz**
Kunstmuseum Basel
Bis 3. Juli 2011
- **WWF. Eine Biografie**
Landesmuseum Zürich
Bis 18. September 2011
- **Ägypten, Orient und die Schweizer Moderne**
Antikenmuseum Basel
Bis 31. Juli 2011
- **Home**
Zeughausareal Lenzburg
Bis 27. November 2011
- **Die Sujets der Abstraktion**
Musée Rath, Genf
Bis 14. August 2011
- **StGall – Die Spitzengeschichte**
Textilmuseum St. Gallen
Bis 30. Dezember 2011

www.sbb.ch/ausstellungen